

Brutus. Ich schiebe
Sie auf, um desto fester sie zu halten. — —
Der Haufen rührt sich gegen Tyrannei
Nicht eh'r als bis er sie mit Händen greift. —

Bal. Wenn werden sie so weit gegangen sein?

Br. Laß sie nur machen; ungestraft bis jetzt
Ging ihnen Alles hin, das treibt sie weiter,
Und darauf bau' ich alles, was ich hoffe;
Ein erster Schritt des Unrechts, sieggekrönt
Ist eine Bahn zum Ziel der größten Unthat. — — —

Bal. Wie aber werden jene, deren Eifer
Ich angefeuert dieses Saubern nehmen?
Was soll ich dann antworten, wenn sie fragen:
Warum der Arm ruht, wenn die Zunge sicht?

Br. Sag' ihnen: wenig ist damit gebient,
An's Niederreißen denken und nicht denken
An's Wiederaufbau'n, denn nur halbe That
Vollbringt der Bohn, der seine Feinde schlägt,
Und keiner Sache dient; wen setzen wir
An ihren Platz, wenn die Tarquinier
Vertrieben sind?
Wer wird der Auserwählte werden?

Bal. Brutus,
Du wirst es sein!

Br. Ein and'res Ziel des Ruhms
Hab' ich mir ausgesteckt; ich will Rom's Glück,
Ich will's auf festen Säulen — — —
Erfüllt mein Hoffen sich, so soll nicht ich,
Noch irgendwer sich wieder König nennen.
Rom, wie es ist, braucht keines Meisters mehr;
Denn Rom, das über alle seine Feinde
Gesiegt hat und nicht mehr für seine Wälle
Zu kämpfen braucht, entbrennt nicht mehr im Muth
Der Schlachten; diese träge Sicherheit,
Mit welcher man sich selbst in Schlummer wiegt,
Macht allzuschlaff die Geister, stärkt zu sehr
Die herrschende Gewalt; das Scepter hilft
Nicht mehr den Feind vertreiben; seit der Zeit
Bedenkt es nur die Mehrung seiner Macht.
Befreit von der gemeinsamen Gefahr
Versucht es sich im Kampfe mit den Bürgern.
Der schwache Widerstand vermehrt sein Wagen,
Und Rom, zu früh gerettet, giebt ihm nach.
Am Gängelbände der Geseßlichkeit
Liegt ihm die Pflege seiner frischen Kraft
Nicht mehr am Herzen, welche selbst ein Volk
In seiner Bildung erstem Anfang übt. — —
Kurz Rom stirbt ab, wenn nicht in rascher Wendung
Entscheidung kommt und es vom Tode rettet.
Ihm neues Leben einzuhauchen, zu verjüngen
Das alte Rom und wieder anzufachen
Des ausgebrannten Stolzes edle Flamme,
Daß Alles sich in Jugendkraft bewegt,
Giebt's nur ein einzig Mittel, das heißt — Freiheit!
In diesem zweiten Lebensfeuer wird
Rom wieder dastehn thatenkräftig, glorreich;

In Knechtschaft bleibt's verächtlich, schwach und klein,
Frei wird es ganz Italien beherrschen.

Bal. Also du willst, es soll das Volk regieren?

Br. Nein, nein, das wär' uns neue Sklaverei!
Das regellose Volk, der Neigung fröhnend,
Wird jeder Herrschsucht eine leichte Beute;
Denn wer der blinden Masse bester Schmeichler,
Den hebt sie hoch, der herrscht in ihrem Namen.
Wo herrenlos Gewalt als Preis dasteht,
Den jeder Ehrgeiz sich erkämpfen kann,
Da wuchern Wirren und Zerrissenheit.

Brutus schlägt nun vor, in Rom die Einrichtungen
von Sparta und Athen zu vereinigen. In Sparta war
die höchste Gewalt in die Hände von zwei Männern ge-
legt, zu gegenseitiger Ueberwachung; in Athen wurden
die höchsten Beamten jährlich gewählt, damit die Herr-
schaft nicht verjähren und Eigenthum werden könnte.
Das Consulat soll beide Vortheile vereinigen. Wenn
diejenigen, die an der Spitze der öffentlichen Angelegen-
heiten stehen, das Ende ihrer Wirksamkeit voraussehen,
beeilen sie sich, durch etwas Gutes ihren Namen zu ver-
ewigen, und jeder hütet sich, an die Stelle des Rechts
Willkür zu setzen, unter welcher er selbst, in den Privat-
stand zurückgetreten, leiden müßte.

Denn die Gewalt entschlüpft ihm aus den Händen;
Wer heute herrscht, ist morgen unterthan.

Valerius erklärt sich mit diesem Plane einverstan-
den und Brutus ruft ihm zu:

Nun wohl, bereite die Gemüther vor,
Denn wer's begreift, hilft dazu williger.
Der Haß der Sklaverei hat mehr Bestand,
Steht ein gerechtes Regiment in Aussicht.

Die folgenden Auftritte sind künstlerischer Aus-
schmückung gewidmet; die von Sertus verführte, im
Strome der Bergnügungen untergehende Tullia, des
Brutus Frau, tritt auf die Bühne. Ihre ganze Er-
scheinung ist in das Stück eingeflochten, theils um durch
den Gegensatz das Bild der reinen Lukrezia und ihre
edlen Handlungen in ein helleres Licht zu setzen, theils
um in dieser Zusammenstellung das unwürdige Treiben
der Tarquinier in der Person des Sertus schärfer zu zeichnen.
Hat der Dichter im Vorhergehenden bereits Lukrezien als
ein Opfer bezeichnet, welches zur Erfüllung einer höheren
Weltordnung nöthig ist, und welches für Rom's Größe,
wie Iphigenia für Griechenland bestimmt war, fallen
muß — hat er dadurch den Grund zu einer Art religiösen
Beruhigung über die irdischen Mühsale im Gemüth der
Zuschauer gelegt: so sichert er sich jetzt die tragische
Wirkung, indem er, vom niederen Standpunkt aus be-
trachtet, das Edle und Schöne als Opfer des Unreinen
und Verworfenen fallen läßt. Sertus behandelt die
verlassene Tullia mit Spott und Hohn als ein abge-
nutztes Werkzeug der Lust, und läßt sie mit Brutus
allein. Brutus legt einen Augenblick seine Narrenmaske
vor ihr ab, erklärt ihr seine tiefste Verachtung, und
rath ihr den eignen Arm zur Bestrafung ihres unwür-
digen Lebens zu bewaffnen, um die Schande des Ver-

brechens mit dem Ruhme des Richters zu bedecken. Durch diese plötzliche Verfehlung aus einer Welt des Vergnügens in Verstoßenheit und Verachtung mit Entsetzen erfüllt, wird Lullia eine Beute der Verzweiflung.

Der dritte Akt zeigt uns Sextus, wie er Vorbereitungen zur Ausführung seines Planes gegen Lukrezia trifft. Hochgestellte Verbrecher finden stets bereitwillige Knechte und feile Werkzeuge. Ponsard zeichnet ein solches unter dem Namen Sulpicius. Tarquinius Superbus hat eine Ahnung von der Verschwörung, und läßt durch Sulpicius aus dem Lager von Ardea an Sextus den Befehl überbringen, in Rom zu bleiben, mit der Warnung, sich namentlich vor Valerius in Acht zu nehmen. Aber Sextus fühlt sich im Genusse der Gewalt sicher. Die Stimme des Senats hat nichts mehr zu bedeuten.

Ganz unvermerkt wird die Maschine bald zerfallen sein.

Das Volk schlägt sich oder wird mit Bauen beschäftigt, und bekümmert sich nicht um Politik. Um seinen Haß oder seine Liebe zu erwecken, muß man, wie der ältere Tarquin, Gold mit vollen Händen auswerfen. Aber dafür ist gesorgt.

Mais l'impôt a fermé les doigts trop généreux,
En délivrant chacun d'un luxe dangereux.

Die hohen Steuern sorgen dafür, daß kein gefährlicher Luxus die Sitten verderbt, und die Großmuth nicht ihre Hand öffnet.

Bei uns allein ist Reichthum und Gewalt,
Wir können Gnaden spenden, Furcht verbreiten;
Wenn diese nicht uns Freunde schaffen können,
Macht jene doch in Unterwürfigkeit
Die Mißvergnügten schweigen.

Valerius ist ein artiger Redner; wer sich mit Redenhalten vergnügt, ist kein Verschwörer; wenn sich jemals Jemand zeigen sollte, der zu fürchten wäre, so wird er zermalmt werden.

S'il se trouvait jamais quelqu'un qui fut à craindre,
Sulpice celui-là saura se taire et seindre.

Meine Sinne, fährt Sextus fort, sind von einem naheliegenden Gegenstand erfüllt, und Dein Eifer wird sich dabei weit besser nützlich machen können, als bei der Verfolgung des Fadens einer eingebildeten Verschwörung.

Sulpicius. Sprech nur! mein Auge späht, mein
Mund dringt ein,

Mein Arm schlägt fest und sicher!

Sextus bezeichnet nun Lukrezien als den Gegenstand seiner Liebe; Sulpicius macht zwar Einwendungen; aber wer die Stadt Gabia durch Beharrlichkeit und List, und welche List! überwunden hat, der wird auch Lukrezien zu bezwingen wissen. Sulpicius erhält die nöthigen Befehle. Folgen wieder einige Scenen als Draperie. Ein Auftritt zwischen Lullia und Sextus, der an Donna Elvira und Don Juan erinnert, sodann wird die Mythe von der Kumaischen Sibylle und den sibyllinischen Büchern zu einem Auftritte benutzt, welcher eine großartigere Wir-

kung hinterläßt, als die Erscheinung des steinernen Gastes im Don Juan.

Im vierten Akte sehen wir uns in den Eingang des ersten verfeht. Collatins Haus. Nacht. Lukrezia auf ihrem Zimmer bei der Arbeit mit der Amme und unter ihren Mägden. In ihren Worten spricht sich eine düstre Ahnung aus. Sie erzählt der Amme einen Traum, den sie gehabt. Sie hat sich im Tempel des Romulus als Opfer auf dem Altare liegen sehen, eine Schlange windet sich um sie, verwundet sie, aus dem Blute, das von ihr strömt, wachsen die Legionen mit den römischen Siegesadlern. Inmitten dieser Unterhaltung tritt Sextus ein. Sein Anblick erfüllt Lukrezien mit Entsetzen. Er kommt, um ihr von Collatin eine Nachricht zu bringen, die er ihr nur allein sagen kann. Die Uebrigen treten ab. Sextus entdeckt seine Liebe und trägt ihr seine Hand an. Collatin sei ihrer unwürdig; sein Vater, der König, werde sie von Collatin scheiden. Die Antwort Lukreziens, welche sie ihm im Beggehn gibt, überwältigt ihn einen Augenblick. Aber bald ist er wieder gefaßt. Sulpicius soll einen jungen und schönen Sklaven bereit halten. Da hört er noch ein Mal die drohenden Worte der Sibylle, der Geist Lulliens erscheint ihm und winkt mit dem Finger.

Sibyllen, flucht! Gespenster, sammelt euch!

Euch biet' ich Trost, euch bin ich allen Meister!

(Zu Sulpicius)

Komm! zeigt sich Schrecken, desto stolzer werd' ich!

Der Gräber Widerstand erhöht mein Wagniß!

Fünfter Akt. Katastrophe. Ort derselbe. Collatin, Brutus, Valerius und Lukrezius, Lukrezia's Vater, sind versammelt. Lukrezia hat sie dringend gebeten, zu ihr zu kommen. Collatin ist durch einen Eilboten der Lukrezia aus dem Lager geholt worden. Brutus hat den Valerius mitgebracht. Keiner weiß den Grund. Lukrezia in schwarzen Schleier gehüllt tritt unter sie. Sie ist nicht mehr Collatins Frau. Sie will diesen Namen nicht mehr. Collatins Gemahlin ist todt.

Lukretia. Denn was ist es,
Lebt auch ihr Körper noch, wenn ihre Reinheit
Gestorben ist? vor Deinen Augen steht ein
Entehrter Leib, doch rein ist meine Seele.
Ich werd' es zeigen! Höre, Collatin,
Mein Vater, höre mich, Ihr, höret mich,
Du Junius, auch Du, Valerius!
Schwört mir bei Eurem Haupt, schwört, daß der Frevel
Den Samen ausgestreut zu seiner Rache.

Alle. Wir schwören!

Lukr. Sextus, Sextus ist der Freveler;
Entfesselt hat er den Gewittersturm,
Den furchtbar unheilswangern gegen mich,
Und gegen ihn, wenn Ihr noch Männer seid!

Brutus. O!

Coll. Sextus!

Bal. Rede!

Lukr. Unter falschem Vorwand
Kommt er in düst'rer Stunde gestern an;

Ich nahm ihn auf, es war ein Gast, ich Arme!
Bei Nacht, ich schlief, tritt rasch er an mein Bett.
Ich wache auf, er hält ein Schwert, und spricht,
Und setzt mir auf das Herz den kalten Stahl:
„Wenn Du nicht willig folgst, so tödt' ich Dich,
Und mit dem Schwert, von Deinem Blut gefärbt,
Erschlag' ich einen Knecht, der unten steht;
Den Todten leg' ich neben Dich, die Todte.
Dann sprich' ich, ein Geräusch hätt' ich gehört
In Deiner Kammer und die Thür geöffnet,
Und so, entdeckend Dein geheim Verbrechen,
Hätt' ich an Euch den Collatin gerächt,
Der mir verwandt ist; also raubt der Tod
Dir jede Hoffnung Dich zu reinigen,
Und unbestattet bleibt Dein Leichnam liegen.“

Br. O!

Coll. Falscher Sextus!

Lukr. Unglückselig Kind!

Val. O Scheusal von Tarquin!

Lukr. Fort ging' er Sieger!

Ich fürchte nicht den Tod, die Schande fürcht' ich.

Aller Tadeln und Trostgründe Collatins und des
Vaters ungeachtet giebt sich Lukretia den Todesstos.
Brutus schwört bei der Leiche ewige Rache den Tyrannen;
Collatin, Valerius wiederholen den Schwur; Lukre-
tius flucht ihnen. Das Volk versammelt sich vor der
Thüre, es wird hereingelassen. Brutus wirft vor dem
Volke seine Maske ab, und zeigt ihm die todte Lukretia.
Mit dieser Topik bewaffnet setzt er, wie Antonius an
Julius Cäsars Paradebette, die entsetzte Menge in Flam-
menwuth und zieht mit ihnen gegen die Tarquinier auf
Rom.

Valer. Was sagst Du da?

Br. Ich sage Rom ist frei!

(Zur Menge) Kein König mehr!

Bürger. Kein König mehr!

Br. So kommt!

Val. Sei unser Haupt! Befiehl! wir folgen, Brutus!

Br. (nach Lukretiens Leiche gewendet, die auf einer
Bahre fortgetragen wird.)

Nach Rom! wohlan, nach Rom! Du Geist der Todten
Sei unser Schutz und Hort! gieb, daß Dein Blut
Auf unsern Zorn fruchtbringend niederfällt!
Sei Du in unserm Zug voran! Du führe
Die ersten Schläge auf den letzten König!
Wir, eins im Geiste, wie ein einz'ger Mann,
Ihr Römer! auf nach Rom!

Bürger. Nach Rom! nach Rom!

So schließt das Ganze. Auf die politische Bedeu-
tung dieses Stückes einzugehn, ist hier nicht der Ort.
Ich will nur beiläufig bemerken, daß die Vortheile, welche
Ponsard seinen Brutus dem Consulat beilegen läßt, weit
sicherer in der constitutionellen Monarchie erreicht wer-
den. Ist es einem Deutschen erlaubt, einen bescheidenen
Blick bei dieser Gelegenheit auf Deutschland zu thun,
so will ich noch beifügen, daß ich constitutionelle Monar-
chien nur diejenigen nenne, in welchen das System ei-

ner Regierung von der entschiedenen Mehrheit eines Par-
laments abhängt, worin Pressfreiheit herrscht, worin
öffentlich-mündliche Geschwornengerichte das Leben und
die Freiheit der Bürger schützen. Wir haben in Deutsch-
land nur unumschränkte Monarchien; denn die Stimme
der Stände ist dem Entschlusse der ministeriellen Ge-
walt untergeordnet. Ein Rumpf ohne Kopf und Fuß
ist kein Mensch; ein Staat ohne constitutionellen Geist,
ohne constitutionelle Staatseinrichtungen ist kein consti-
tutioneller. Wer in Deutschland constitutionelle Staats-
einrichtungen erblickt und gegen sie zu Felde zieht, —
eine Fatalität, die Herrn Edgar Bauer begegnet ist, —
der legt die Lanze gegen Windmühlen ein.

General-Bericht des Mandarinens Kning: Knang: Knong über deutsche Zustände.

Frei aus dem Chinesischen
von Hermann Marggraff.

(Fortsetzung.)

Erw. Allerhöchstdieselbigkeit begehren auch einen
Aufschluß über Art und Zweck der Censur. Aber
daß ich ein Narr wäre! Bei der Uebersetzungswuth
der Deutschen steht zu erwarten, daß sie
auch gegenwärtige Denkschrift in ihre Sprache
übertragen werden; und da muß ich denn mit
mit der deutschen Censur in gutem Vernehmen
bleiben. Stellen Allerhöchstdieselbigkeit sich fol-
genden Fall vor: Kaiserl. Majestät schicken ih-
rem Hoffschneider ein Stück Tuch, damit er ei-
nen Rock daraus fertige; der Schneider aber
schneidet einige Ellen davon ab und sagt: diesen
Tuchfetzen behalte ich mir vor; er soll mein Ei-
genthum sein. Aehnlich schneidet der europäische
Censor ein Stück Gedanken ab und sagt: diesen
Gedankenfetzen behält sich der Staat vor; er ist
Staatseigenthum und gehört nicht vor das Pu-
blikum. Ich weiß nicht, ob ich mich klar aus-
gedrückt habe, ich rücke daher mit einem Bei-
spiele ins Feld: Geseht, es hätte zu des Herrn
Professors Confucius Zeit eine Censur in China
bestanden, so hätte dieselbe das Recht und die
Vollmacht gehabt, in seinen dicken Schriften alle
Ansichten und Stellen zu streichen, welche nach
ihrer Meinung den eben bestehenden religiösen
und politischen Verhältnissen Chinas schädlich und

gefährlich hätten werden können, ein Verfahren, welches dem Herrn Professor Confucius gewiß nicht angenehm gewesen wäre. So vermuthete ich auch mit meinem dummen Verstande, daß die ganze Bibel, wenn sie jetzt erst geschrieben würde, der Censur vorgelegt werden müßte, und daß diese in dem heiligen Buche der Christen manches Bedenkliche und Anstößige finden würde. Glücklicherweise bestand jedoch zur Zeit, als die Evangelisten das Leben des Stifters der christlichen Religion beschrieben, keine Censur. Und wie hätte wohl Dr. Martinus Luther, der dem Dalai Lama zu Rom großen Abbruch gethan, unter der Censur aufkommen mögen? Ich spreche dies alles aus meinem dummen chinesischen Verstande; denn es ist möglich, daß Ew. Kaiserl. Majestät das Institut der Censur recht zweckgemäß finden. Was würden Kaiserl. Majestät wohl dazu sagen, wenn Sie in den Journalen unsers himmlischen Reichs lesen müßten: Allerhöchstdero Regierung sei schwach, jämmerlich und nichtsnutzig; der Premierminister Hi-Hac-Hoc sei ein alberner Patron; der Finanzminister Hunc-Hanc-Hoc ein Blutsauger; der Kultusminister Hi-Hä-Häc ungebildet und unfähig; der Kriegsminister Hos-Has-Häc ein Verräther am Vaterlande; Allerhöchstdieselben machten zu großen Aufwand, hielten sich zu viele Courtisanen, schwelgten vom Schweife des Landmannes u. s. w. Dergleichen wird aber wirklich in denjenigen europäischen Ländern gedruckt, wo die Censur abgeschafft, und Pressfreiheit eingeführt ist. Selbst wenn sich Allerhöchstdieselbst gestehen müßten, dies alles sei wirklich der Fall, so würde es Allerhöchstihnen selbst doch nicht sehr angenehm sein, Allerhöchstdero Schande in den öffentlichen Blättern lesen zu müssen. Indes haben sich die Regenten und Minister in den censurfreien Staaten Europa's an diesen fatalen Zustand gewöhnt, wie der Chinese an Prügel, lassen die Journalisten schreiben, thun dessenungeachtet was sie wollen, und befinden sich ganz wohl dabei.

In Ansehung der Verfassung zerfällt Deutschland in zwei Systeme oder Complexe: in Staaten mit absoluter, und in Staaten mit constitutioneller Regierungsform. Ein absoluter Monarch ist ein solcher, welcher absolut nicht thut, was er nicht thun will; dagegen was er will,

das thut er absolut, gerade wie Ew. Kaiserl. Majestät, die sich auch den Teufel um den Willen Anderer scheeren und mit Recht annehmen, Allerhöchstdero dickes gesegnetes Bäuchlein sei der Mittelpunkt und die Sonne der Welt. Ein constitutioneller Regent dagegen ist beschränkt, nicht geistig beschränkt, wie Allerhöchstdieselben, womit ich übrigens Kaiserl. Hoheit nicht beleidigt haben will, sondern beschränkt durch Deputirte oder Abgeordnete, die sich in zwei Kammern, in einer ersten und zweiten, oberen und unteren versammeln. Jedenfalls halten die Vornehmen und Standespersonen ihre Sitzungen in der Belle-Étage, die Geringern parterre, daher der Ausdruck Ober- und Unterhaus, Ober- und Unter-, erste und zweite Kammer. Die erste will nun gewöhnlich nicht, was die zweite will, und der Regent häufig nicht, was beide wollen, und wenn sie ihm zu hartnäckig sind, läßt er sie laufen und ordnet eine neue Wahl an. Ein constitutioneller Regent ist also ein solcher, welcher constitutionell nicht thut, was er nicht thun will; dagegen was er will, das thut er constitutionell. Ein Beispiel wird Ew. Kaiserl. Majestät den Begriff eines constitutionellen Regenten klarer machen: Als Allerhöchstdero Allerhöchstseliger Kaiserlicher Herr Vater auf dem Todtbette lag, wurde dem behandelnden Hofmedicus anbefohlen, mit einem Duzend anderer Medici zu einer Consultation zusammen zu treten. Jeder war über Sitz und Wesen der Krankheit, wie über die anzuwendende Heilmethode anderer Meinung. Da sagte der Hofmedicus: »Sie haben, meine Herren, Alle Recht, Jeder von seinem Standpunkte aus; ich aber werde meine Heilmethode consequent fortsetzen« — und damit entließ er sie. Der Mann hatte Recht. Ihr Allerhöchstseliger Vater mußte doch einmal drauf gehen, und da war es besser, er wurde auf eine einzige und einfache Methode, als auf mehrerlei Methoden zu Tode geheilt. Ew. Kaiserl. Majestät werden hier ausrufen: das heißt dumm, aber ehrlich und verständlich gesprochen! Ja, ich richte mich auch immer nach den begreifenden Fähigkeiten derer, zu denen ich spreche. Schließlich erwähne ich noch, daß die Anhänger der absoluten Regierungsform Servile heißen, vielleicht weil deren sehr viele sind; die Anhänger der Constitution nennt

man dagegen Liberale, wohl das corruptirte Lieberalle, indem ihr Grundsatz ist: Lieber Alle, als Einer!

Uebrigens ist Deutschland ein sehr wohlberathenes Land. Man hat Finanz-, Ober-Finanz-, Geheime Ober-Finanz-, Geheim-, Wirkliche Geheim-, Legations-, Geheime Legations-, Rechnungs-, Geheime Rechnungs-, Ober-Geheim-Rechnungs-, Justiz-, Geheime Justiz-, Ober-Geheim-Justiz-, Medicinal-, Geheim-Medicinal-, Ober-Geheim-Medicinal-, Kirchen-, Geheime Kirchen-, Ober-Geheim-Kirchen-, Stadt-, Schul-, Steuer-, Intendantur-, Commerzien-, Kriegs-, Hof- und andere Ráthe. Die Hofráthe sind hierunter die gewöhnlichsten, sie haben jedoch mit dem Hofe gar nichts zu thun; zu Hause aber sind sie Hausrath. Jedenfalls ist Deutschland ein Land, welches dem Auslande viel zu rathen giebt. Ein guter Rath gehört übrigens in Deutschland nicht zu den Artikeln, welche ausgeführt werden.

Man spottet in Deutschland häufig über die Perlen- und Rubinknöpfe, welche wir Mandarinen als Auszeichnung an der Mütze tragen. Ich weiß nicht, ob uns Deutschland darüber Vorwürfe zu machen hat, da man in Deutschland diejenigen, welche man auszeichnen will, mit einem sogenannten Orden und einem seidenen Bändchen beschenkt. Letzteres trägt man zwar nicht an der Mütze, sondern im Knopfloche, und es ist nicht einmal so viel werth als unsere Perlen- und Rubinknöpfe. Wer ein solches Bändchen erhält, heißt Ritter, freilich ohne Pferd und Schwert, ohne Roß und Geschoß. Unglaublich aber ist die Autorität, welche ein solches Bändchen dem Inhaber und Träger verleiht. Man bückt sich vor ihm, zieht vor ihm die Mütze noch einmal so tief, als vor einem Andern, der doppelt so viel Vermögen oder Einkommen hat, dem aber das bescheidene Bändchen fehlt; endlich ist er sicher, ein reiches und schönes Fräulein zu heirathen, welches auf dieses Bändchen ihres Mannes viel stolzer ist, als auf die viel kostbareren Bänder, die von ihrem Hute herab flattern.

Was nicht ein solches Band vermag,
Was nicht ein Orden thut!

Und so muß er zuletzt neben dem Staatskreuz auch sein Hauskreuz tragen. Man darf übrigens einen solchen Ritter und Inhaber eines

Ordensbandes mit Recht kurz angebunden nennen. Unter Kreuzband versendet man in Deutschland die Drucksachen um geringes Postgeld, unter Kreuzband hat man auch die Beamten in Deutschland wohlfeiler.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Schilderungen aus Paris.

Von

Ludwig Kellstab.

(Fortsetzung.)

Die Massen haben sich nun schon etwas gelichtet, und wir gelangen gewissermaßen in die Borsäle des Festlokals, die indessen immer noch lebhaft genug sind. Die sieben oder acht Theater, welche sich auf dem Boulevard St. Martin und du Temple befinden, sind schon von Besuchern umlagert, eben so sehr wie die Kaffeehäuser, die wir in großer Zahl in ihrer Nähe treffen, überfüllt, und ringsumher haben sich eine Menge kleiner Krämer mit ihren Krantischen vorübergehend angestellt, wo allerlei Spielwaaren und Näscherien zu Kauf geboten werden, oder man sich auf verschiedenste Art durch kleine Stück- oder Geschicklichkeitsspiele belustigt. Besonders hat der Boulevard du Temple dieses mehr vor- oder kleinstädtische Festkleid angezogen, was ihm um so bequemer steht, als hier das gewaltige Rollen und Drängen der Wagen schon nachgelassen hat. Wir befinden uns daselbst wie auf dem Jahrmärkte einer Provinzialstadt.

Mitten in diesem heiteren Anblick, in diese Bilder und Empfindungen fröhlichster Lust, tritt eine schauerlich gespenstische Erinnerung: „Sehen Sie dort hin,“ sagte mir mein Begleiter, indem er mit dem Finger nach einer Gegend quer über zeigte, „dort ist die Stelle, wo Fieschi am 28. Juli 1835 seine Höllemaschine losbrannte; es ist das Haus Nr. 50, neben dem Theater Lazare. Die neue Baustelle hat es entweder mit verdeckt, oder es ist selbst schon niedergedrückt!“ Ich richtete die Blicke hinüber. Diese geschichtliche Erinnerung rüttelte plötzlich wieder eine Menge schlummernder Gedanken wach, die von der heitern, blühenden Gegenwart, wie von einem zu starken Blumenduft berauscht, in träumerische Bewußtlosigkeit gesunken waren. Paris gleicht dem Aetna; im überstarken Duft seines von Kräutern und Blumen üppig bedeckten Bodens verlieren die schärfstwitternden Hunde die Spur, und in seiner wundervollen Umgebung verirrt der Blick sich so in ein unermessliches Labyrinth von Schönheiten, daß man vergißt, wie drun-

ten die glühende Lava wogt, und jeden Augenblick die donnernde Hölle ihren Schlund mitten in dem Paradiese aufreißen kann! —

Weiter! Weiter!

Nun sind wir wirklich an den Grenzen des Festbezirks; wir haben den Boulevard du Calvaire erreicht, und jest auch den letzten, den Boulevard Beaumarchais, der, viel breiter als die übrigen, durch vier Reihen Bäume fast in einen Garten verwandelt wird. Hier sitzen nun die zu Haus gebliebenen alten Mütterchen und die Kinderwärterinnen sonntäglich vor den Thüren, und die Kinder schwärmen und spielen umher, wie in einem Landstädtchen. Nur in den Weinläden, wo der Arbeitsmann sein Glas trinkt, geht es etwas lauter her, und man sagt mir, daß es zu Abend noch lebendiger werden wird. Auch sind rings umher Gärten mit Tanzsälen, wo sich gegen das Dunkelwerden die Jugend und die Masken, die jest auf den Boulevards umherschwärmen zum Contre-Tanz und leider auch zum Cancan (von diesem später) versammeln werden.

So weit es bei Tageszeit aufgeführt wird, können wir das Schauspiel des Mi-Carême als beendet betrachten. Die Bühne schließt sich da, wo die der Revolution mit einer Hauptscene anfang, auf dem Platz der Bastille. So stände ich also auf diesem schauerlichen Punkte der Erde, von dem so viele Schrecken des Geheimnisses kalt durch die Adern der Menschheit schlichen; fast so viele wie von den Bleidächern und unterirdischen Gefängnissen Venedigs! Aber wie ist der Sturm der Zeit über diesen Boden dahingebraust! Wie hat er mit wildestem Fittig die Mauern und Thürme, die sich hier erhoben, niedergestürzt, sie in Trümmer geschlagen, in Staub zermalmt, in Wolken bis zu letzter Spurlosigkeit zerstreut!

Noch immer gleicht der Platz halb einer wüsten Baustätte; zwar leuchtet uns von Ferne die Juliussäule mit goldenem Glanze entgegen, doch ist diesem Denkmale für die Gefallenen der Juliustage noch kein recht schicklicher Raum umher geordnet; der Platz ist unregelmäßig, mit Werkstücken bedeckt, und wenige Schritte von der Säule steht noch das Gipsmodell des Riesen- elephanten, halb in eine Grube versenkt, welchen Napoleon in Bronze ausführen lassen, und zu einem Springbrunnen benutzen wollte. Genug, der Platz hat eine großartig-schauerliche Erinnerung, aber eine wüste, unbehagliche Gegenwart.

Die Juliussäule selbst aber hebt sich schlank, stolz, frei, edel in die Lüfte. Die Vendôme-Säule war lange Jahre die Bewunderung der Welt; jest kann sie der Juliussäule gegenüber als ein Beispiel dienen, wie auch in dieser Beziehung technisches Geschick und Kunstfertigkeit in wenig Jahrzehnten vorgeschritten sind; denn die Juliussäule verhält sich zu ihr, wie das Marmorgebilde eines Künstlers zu der Sandsteinfigur des Steinmeß. Daß die Vendôme-Säule durch ihre ausgegossenen Bas-

reliefs in Bronze ungleich mehr dem Gebiete der Kunst angehöre, ist eine Sache für sich; ich spreche hier nur von dem Gesamteindrucke, dem architektonischen.

Die Juliussäule ist, wie jene, durch eine innere gewundene Treppe ersteigbar. Wie bei fast allen öffentlichen Monumenten im Paris, bedarf es dazu weder einer Erlaubniß, noch sonst irgend einer Förmlichkeit. Wir stiegen also ohne Weiteres hinan. Die Sonne hatte die Metallplatten, aus denen das Werk besteht, bis zum Glühen erhitzt; wir fanden also mehr als eine Juliustemperatur in der Juliussäule. Oben aber, so wie wir heraustraten, — bis zur Gallerie ist eine Höhe von etwa 140 Fuß — faßte uns der Sturm mit Gewalt und eisiger Kälte. Der leicht auf einem Fuße schwebende Genius der Freiheit zitterte auf seiner gefährlichen Höhe! — ein deutungsvolles Omen! —

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Großer Irrthum des Sokrates. Sokrates nennt den einen Nichtswürdigen, der zuerst den Gedanken bei sich nährte, auf (moralisch) unrechtmäßige Weise sich Vortheil zu verschaffen. Der alte Weise ist hier in einem großen Irrthume; denn wie stände es, hätte er Wahrheit gesprochen, mit den Urvätern der ältesten Geschlechter, welche das ganze Jagd- und Feudalrecht, die Triftgerechtigkeit und so viele andere Rechte und Gerechtigkeiten erfannen, die alle darauf hinauslaufen, zu ernten, wo man nicht gesät hat. Ja, so ein alter Grieche hat oft ganz verkehrte Ideen. Auch Aristoteles in seiner Ethik äußert sich einmal höchst albern. „Woher mag es kommen,“ sagt und fragt er, „daß der Mensch, trotz seiner vorzüglichen Anlagen zur moralischen Cultur, doch das ungerechteste aller Geschöpfe ist? Vielleicht daher, daß er die meiste Vernunft zugetheilt erhielt. Deshalb sinnt er so oft auf Lebensgenuß und Glück, diese aber finden sich bei ihm nicht leicht ohne Ungerechtigkeit.“

Die Gastfreundschaft in Finnland geht über allen Glauben. Der Finne ist bereit, dem Fremden Alles zu überlassen; unentgeltlich giebt er ihm den letzten Bissen Brot und theilt mit ihm sein dürstiges Bette. Wer durch Finnland gewandert ist, der hat diese Gastfreundschaft erfahren, wer aber Finnland nicht kennt, dem würde man sie vergebens beschreiben, denn sie steht über alle Beschreibung. So wenigstens berichtet Derschau in seinem „Finnland und die Finnländer,“ Leipzig, v. Hinrichs, 1843, S. 33, ein vorzüglicher Beitrag zur Kenntniß dieses wenig besuchten Landes, besonders in Hinsicht der Culturstufe seiner Bewohner und ihrer Eigenthümlichkeiten.

F e n i l l e t o n .

Die spanischen Journale. Es ist authentisch, daß die spanischen Oppositionsjournale wissentlich Lügen gegen die bestehende Regierung ausgesprengt haben, und es ist sehr natürlich, daß dieselbe unter den jetzigen Umständen nicht die Hände bieten wird, um sie im Lande zu verbreiten. Es ist also den Posten der Regierung verboten worden, die Oppositionsjournale zu versenden. Was thun die Gegner? Nachdem sie Lüge und Verläumdung mit vollen Händen ausgestreut, welche blutige Früchte getragen, beschuldigen sie die Regierung deshalb, daß sie sich nicht selbst in Kriegszeiten vernichten helfen will, der Tyrannei, und die Behörden der Insurgenten dekretiren: „Alle Exemplare der (Esparteristischen) Journale sollen confiscirt, und durch Henkershand öffentlich verbrannt werden!“ Schöne Proben ihrer Regierungskunst!

Ich glaube, man hat mit Recht die Bemerkung gemacht, daß die katholische Lehre oder das papistische System von jeher gesucht hat, das Gemüth der Menschen von Gott zu entfernen, um es mit desto festern Banden an den Willen der Priester zu ketten. Aber der Katholicismus thut es nicht allein. Das absolutmonarchische System der alten und neuen Richelieu's, welches eigentlich kein monarchisches, sondern ein System ministerieller Allgewalt ist, thut etwas ganz Aehnliches. Der Papst leitet von Gott seine Gewalt her, und will daher der Alleingewaltige sein; ebenso Ludwig der XIII. und Richelieu; die katholische Religion soll eine Gottesverehrung sein, und ist blinder Gehorsam gegen den Papst; die Parallele, welche Fürsten, Völker und Minister dazu liefern, ist nicht schwer zu finden.

Der Constitutionalismus wird von zwei Seiten bombardirt; ein großer Geist in Berlin, der sich nicht nennt, schießt legitimistische Flugblätter in die Welt, und der große Edgar Bauer „Die liberalen Bestrebungen in Deutschland.“ Mit ein paar Federstrichen dekretirt er: „Berlin im Januar 1843.“ Der Zweck dieser Schrift ist, zu zeigen, daß die constitutionelle Verfassung weit entfernt ist, die vernünftige zu sein, daß eine Opposition, deren Gesichtskreis nicht über den Constitutionalismus hinaus ist, zu Nichts kommen kann, und daß Deutschland auf dem Wege der constitutionellen Opposition nicht das wird, was es werden soll. Punktum!

Die bairische Kammer hat während der jetzigen Ständeversammlung ihre Zustimmung zur Verausgabung von nicht weniger als 276—278 Millionen Gulden zu geben. Die jährlichen Ausgaben betragen nämlich 32 Millionen, und da in Baiern für sechs Jahre

verwilligt wird, so macht dieß 192 Millionen, die Eisenbahn von Hof nach Lindau kostet 51 Millionen; die Ersparungen der beiden letzten Finanzperioden, welche nunmehr wieder verausgabt werden sollen, betragen 33—35 Millionen, — zusammen 276—278 Millionen Gulden in sechs Jahren, jährlich 26 Millionen ungefähr, — was von etwas mehr als vier Millionen Einwohnern erhoben wird.

Herr Thiers setzt eifrig seine Geschichte des Kaiserreichs fort. Der siebente Band ist vollendet. Im nächsten Winter soll das ganze Werk der Deffentlichkeit übergeben werden. Nachdem Thiers Deutschland und England besucht hat, will er die Alpenländer bereisen. Es scheint indessen, als wenn dieser gewandte Staatsmann bei seinen Reisen eben so sehr die zukünftige als die vergangene Geschichte Frankreichs im Auge hätte.

Die Eigenthumsfrage beschäftigt gegenwärtig die Gemüther und Intelligenzen der Schweiz. Herr Melegari, Professor der Rechtsphilosophie, des Völkerrechts und der Nationalökonomie in Lausanne, hielt neulich daselbst einen Vortrag, worin er das Eigenthum aus der Dreieinigkeit des Haushaltes (Nothwendigkeit), der Moral (Freiheit), und des Rechtes (Vernunft) zu erklären sich bemühte. In der Monarchie, sagte er, gäbe es ein monopolirtes, in der Aristokratie ein getheiltes, in der Demokratie ein zerstückeltes Grundeigenthum. Er suchte auch, im Geschmacke des dortigen Pietismus, das Eigenthum als eine Fleischwerdung Christi darzustellen. Christus als Grundeigenthümer!

Baiern hat seinen Eremiten von Gauting und Baselland seinen General Buser; beide haben sich selbst ihre Würde gegeben, der eine ist nicht Eremit und der andere nicht General, beide ziehen von Zeit zu Zeit durch originelle Bekanntmachungen die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Hier eine von den neuesten: „Vor ein paar Jahren hat man in Liestal (das Residenzdorf des Reiches Baselland) Kadetten eingerichtet und hat Gewehrli angeschafft mit großen Kosten. Die jungen Militärs hatten große Freude und Eifer daran und Alles ging gut. Aber jetzt ist, scheint's, Alles wieder eingeschlafen. Das ist nicht recht und sollte nicht sein. Denn die Basellandschäftler müssen schon von jung auf ans Militärleben gewöhnt werden, nur dadurch giebt es ein starkes Geschlecht, wenn man schon die Jungen an die Waffen gewöhnt. Drum würde es Schimpf und Schande sein für Liestal, wenn es in dieser Sache nachlässig wäre, und das will ich in's Wochenblatt eingerückt haben. J. J. Buser, General.“